

Holz als Werkstoff in der bäuerlichen Architektur

JOHANN SCHWERTNER

Bauen und Wohnen entspringen überall in der Welt einem elementaren Grundbedürfnis des Menschen. Dieser schafft sich damit Raumqualitäten, die für ihn etwas Festes, Unveränderliches bedeuten. Das archaische Erleben des bauenden, behausten Menschen erfasst auch uns noch, wenn wir in ein Haus treten, sei dies nun ein Bauernhaus, eine Burg, ein Stadtpalais oder eine Kirche. Das eigene Haus aber ist für jeden von uns ein besonderer Ort auf der Welt, und für viele ist es deren Mitte in einem eigentlichen Sinn. Im Haus, in jedem Haus, spiegeln sich also Lebensauffassung und Weltverständnis, Erwerbswillen und Berufsleben, Umweltgefühl und Gemeinschaftssinn, umgesetzt durch technisches Vermögen und Gestaltungswillen wider. Neben der naturhaften Umwelt vermag uns daher nur Weniges so sehr als landschaftliche Eigenart anzusprechen wie das Siedlungswesen und das äußere Baugesicht eines bestimmten Landschaftsraumes.

Wie das Kleid eines Menschen unwillkürlich unseren ersten Eindruck von dessen Herkommen, dessen Beruf und Lebensart und letztlich auch von dessen Grundcharakter bestimmt, obgleich auch dieses nur etwas „Äußerliches“ darstellt, so verhält es sich auch mit der Wohnung und dem Haus. Besonders wo diese Letzteren von moderneren Mobilitätsfaktoren im Gefolge der industriellen und technischen Revolution noch unbeeinflusst und daher ungleich stärker standort- und traditionsgebunden erscheinen, stellen sie ein unübersehbares und bedeutsames Element der Kulturlandschaft dar. Sie sind nach den Worten von Richard Weiß *„eine lesbare und vieldeutige Äußerung des Menschen in seiner Familie und Freundschaft, des Menschen mit seinen Tieren und Sachen, des Menschen in seinem Land und seiner Landschaft.“*

Die urgeschichtliche Hausforschung stellt an den Beginn der Entwicklung menschlicher Wohnstätten den so genannten Windschirm. Darunter ist eine sehr einfach gestaltete Wand oder Dachfläche zu verstehen, die aus Ästen und Zweigen geflochten wurde, eine Verdichtung durch Laubwerk erhielt und dem jeweiligen Schutzbedürfnis entsprechend halbkreisförmig in den Boden gesteckt wurde, um den Wind abzuhalten, oder aber schräg durch Gabelhölzer, so genannte Zwiesel, gegen die Wind- und Regenrichtung abgestützt werden konnte. Diese einfach gefertigten Windschirme konnten ebenso zu korbartigen Unterkünften mit rundem oder ovalem Grundriss entwickelt werden oder sie wurden als Frühformen des Pultdaches verwendet, wie sie auf den Almen der Alpenländer für Unterstände für Mensch und Tier bis in unsere Tage zu finden sind. Zwei solche Pultdächer, gegeneinander auf die Erde gestellt, ergeben bereits ein Satteldach und

bilden die Urform eines Dachhauses. In weiterer Folge konnten sich daraus das Zelt, eine zeltartige Hütte und schließlich das Haus entwickeln. Sicher darf man diese frühen Zeugnisse menschlicher Bauweise mit den heute noch praktizierten primitiven Hütten- und Rundbauten verschiedener Negerkulturen in Zusammenhang bringen; auch die Zeltbauten der Lappen gehören in diese Entwicklungsreihe.

Wie bei der urgeschichtlichen Entstehung des Hauses gezeigt werden konnte, war die Erfindung der Wand eine Voraussetzung dafür, dass aus dem zeltartigen Hüttenbau ein Haus im heutigen Sinne entstehen konnte. Zwar ist schon der Windschirm eine Vorform oder eine Urform der Wand, er ist aber ebenso eine Urform des Daches. Das beim Zelt- oder beim Dachhaus auf dem Erdboden stehende Dach musste etwa 2 Meter hoch angehoben werden, um ein Haus im heutigen Sinne bauen zu können, wollte man nicht mit den primitiven Wohngruben vorlieb nehmen. Die Erfindung des Pfostenbaues als der Grundform des Skelettbaues hat das Problem der Anhebung des Daches gelöst, verlangte aber zugleich nach einer zweiten Erfindung, nämlich der der Wand als unübersehbares Erfordernis für die Vollendung der Frühform des Hauses.

Aus der Grundidee der geflochtenen Wand hat sich im Laufe der Baugeschichte die Wand des Pfosten-, Ständer- und Fachwerkbaues entwickelt. Man hat die Verbreitungsgebiete der Ständer- und Fachwerkbauten einerseits und der Blockbauten andererseits mit den Laub- und Nadelholzlandschaften Europas in Zusammenhang gebracht. Tatsächlich dominiert in Gebieten mit überwiegendem Laubholzbestand der Fachwerkbau, während in Nadelholzgebieten der Blockbau vorherrscht. Die Erklärung hierfür liegt im technisch-konstruktiven Bereich. Das geradwüchsige Nadelholz liefert die für den Blockbau benötigten langen Stämme, die entweder rund oder behauen verwendet werden. Hingegen lässt sich das Laubholz nur schwer und nur mit großen Abfallverlusten zu langen Balken ausformen. Für die Ständer, Riegelhölzer und Kopfbänder der Fachwerkbauten genügen indessen kürzer zugerichtete Hölzer, wie diese beim Laubholz zur Verfügung stehen. Die Betrachtung eines mächtigen niederdeutschen Fachwerkbaues, wie z. B. eines Schwarzwälderhauses, lehrt uns aber, dass auch in diese Bauwerke außerordentlich mächtige und lange Hölzer, etwa als Firstbäume und Säulen, eingebaut wurden. Hierfür benötigte man Laubbäume von ganz gewaltigen Ausmaßen, wie sie nur in den Waldungen vergangener Jahrhunderte in der gewünschten Anzahl zur Verfügung standen. In der Regel verwendete man für die Errichtung von Fachwerkbauten Eichenholz, gegendweise wohl auch andere Laubholzarten

und mitunter auch Kiefernholz. Die Konstruktionsformen des Ständer- und Fachwerkbaues, aber auch das insbesondere in den Alpenländern zu hoher Blüte entwickelte Bundwerk, die Bindewand ostdeutscher Gebiete, offene Gerüstbauten und schließlich der nordische Stabbau werden in der Hausforschung auch als Säulenbau zusammengefasst. Das Konstruktionsprinzip dieses Säulenbaues beruht auf der Kombination von senkrechten und waagrechten Hölzern, die als Ständer, Schwellen und Riegel das Grundgerüst des Bauwerkes bilden und beispielsweise beim Fachwerkbau durch zahlreiche Querhölzer und Kopfbänder verstärkt werden.

Innerhalb der europäischen Volksarchitektur sind bei der Gestaltung der Wand drei wesentliche Konstruktionsformen entwickelt worden: der aus dem Pfostenbau hervorgegangene und zum Fachwerk führende Ständerbau, der Blockbau und der Steinbau, dem als Primärform der Erdbau zugeordnet werden darf. Im Folgenden wollen wir uns, aus Zeitgründen und aus der Tatsache heraus, dass der Blockbau im alpinen und ostalpinen Raum vorherrschend war, ausschließlich diesem widmen, ohne jedoch die Kunstfertigkeiten der Zimmerleute im Bereich der Ständer- und Fachwerkbauten einerseits, andererseits die Handfertigkeit der Maurer im Bereich der Steinbauten schmälern zu wollen.

Als Baumaterial wurde für Blockbauten, wie schon erwähnt, vorzugsweise das langschäftige und geradwüchsige Nadelholz verwendet. Namentlich sind dies Lärche, im Besonderen im Schwellen- und Unterbau, meistens jedoch Fichte, daneben auch Tanne oder Föhre. Alle zu einem Aufbau erforderlichen Hölzer bedürfen beim Blockbau durch die Herstellung der Eckverbände einer sinnreichen künstlichen Bearbeitung. Sowohl die von der Natur des Holzes vorgegebene Beschränkung auf Nadelhölzer, die in der Waldgeschichte Mitteleuropas jünger sind als der Laubwald, wie auch der Umstand ihrer verhältnismäßig komplizierten künstlichen Bearbeitung mittels leistungsfähiger Behauwerkzeuge erklären das relativ späte und sekundäre Auftreten dieser Holzbautechnik in der Wandbaugeschichte und machen glaubhaft, dass dieser Technik auch bei uns wahrscheinlich andere Bauweisen vorangegangen sein müssen.

Die ältesten Funde von Blockbauten kennt die urgeschichtliche Hausbauforschung in Europa jedenfalls aus dem Alpenraum. Das früheste sicher belegbare Beispiel dieser Holzbautechnik mit bereits voll entwickelten Eckverbindungen geben uns zwei ineinander gestellte Brunneninnenkasten von St. Moritz im schweizerischen Kanton Graubünden. Sie stammen aus der mittleren Bronzezeit, also etwa um 1300 vor Christi. Die dort ursprünglichste Art von Blockverbindungen mit vollen Rundhölzern mit 15 bis 20 cm Stärke wurden an den Ecken durch einfache Überkämmung abgebunden und ihre Enden ragen als Vorköpfe über die Kreuzverbindung hinaus. Diese Form des Blockbaues ist heute noch bei Wiesenscheunen, Heustadeln oder Almställen üblich.

Seit den letzten vier Jahrhunderten hat sich die Blockbauweise mannigfach entwickelt und im späteren 17. und 18. Jahrhundert – in der Zeit des Barocks also – zu einer vielförmigen und kunstvollen Holzarchitektur entfaltet. Ihre Sorgfalt und Aufwendigkeit ist jedenfalls in keiner anderen Holzbautechnik in solchem Maße erreicht worden. Selbst der annähernd gleichzeitige geputzte und in verschiedenen Ziertechniken verprächtigte, bemalte oder sgraffitierte Steinbau kommt dem Blockbau in seiner werkmäßigen und baukünstlerischen Vollendung und Ausgestaltung nur sehr selten nahe. Vor allem das zünftische Handwerk hat darin vielleicht seine großartigsten Leistungen gesetzt. Neben diesen aber werden bis heute doch die alten archaisch anmutenden Bauformen bei Klein- und Nebenbauten weiter gepflegt und beibehalten (z. B. Getreidespeicher).

Während wir für das Mittelalter noch annehmen müssen, dass vor allem derbes Kopfschrot mit vielfach nur abgebeilten Hirnenden von Rundhölzern verwendet wurde, scheint die spätmittelalterliche Gotik, die eine Blütezeit vor allem der Holzbearbeitungsgewerbe war, wesentliche Verbesserungen und Verfeinerungen in der Blockbautechnik gebracht zu haben. Die vollrunden Balken wurden nunmehr zumindest an den Ecküberbindungen kantig zugehauen und man verbaute bereits zur Gänze scharfkantig behauene Hölzer, die an den Abbundstellen sorgfältig, d. h. beidseitig überkämmt waren.

Ins Spielerische schlägt diese Kunstfertigkeit im Balkenzuschnitt der Eckverzinkungen beim Blockwandbau dort um, wo aus dem Hirnholz derselben regelrechte Figuren wie Axtformen, Stiefel, Schuhe, Kirchlein, Frauengestalten und dergleichen herausgearbeitet werden. Dieses überaus komplizierte, kunstreiche Figurenschrot oder Malschrot findet man vor allem in Ost- und Nordosttirol, in Salzburg und Oberbayern, im steirischen Ennstal sowie im Ausseerland.

Erst im späten 19. Jahrhundert scheint auch bei uns die Kunst des Blockbaues der heimischen Zimmerleute rasch zu verfallen.

Holzdächer

Hierbei haben wir die reinen und gemischten **Legschindeldächer** von einer Vielzahl von verschiedenartigen **Nagelschindeldächern** zu unterscheiden.

Das eigentliche reine und steinbeschwerte Legschindeldach ist ein Leitmerkmal des alpinen Flachdaches. Die kräftigen und dauerhaften Klubbretter sind äußerst dicht verlegt und liegen mit starker Überdeckung frei auf dem engen Lattenrost des Pfettendaches. Diese Art der Deckung erfordert viel Holz (vorwiegend Lärche), kann aber bei starker Verwitterung überdeckt oder umgeschlichtet werden und hält daher doppelt so lang.

Steilere Dachgerüste verlangen hingegen so genannte **Nagelschindeln**. Diese sind in der Verlegung der Scharen und Überbindung derselben wesentlich gestreckter als die Legschindeldächer und daher holzsparender. Einstmals wurden sie mittels Holznägeln an den kräftigen Dachlatten befestigt. Die heimischen genagelten Schindeldächer weisen viele Unterschiede auf und ergeben eine ständig wechselnde Struktur der Dachfläche. Je nachdem ob die Schindeln mehr oder weniger stark überdeckend verlegt sind, unterscheiden wir die eigentlichen **Bretterdächer**, welche die steilen Dächer Oberkärntens kennzeichnen, von den feingliedrigen Schindeldächern im engeren Sinn, die beispielsweise als so genannte „vorgeschobene“ oder „**Dritteldächer**“ besonders dicht und dauerhaft gebaut wurden. Bei verhältnismäßig geringer Überbindung und gestreckter Verlegung der Schindeln sprechen wir von einem „**Buschendach**“. Bei den bisher erwähnten Nagelschindeldächern haben wir eine Überbindung der Schindeln nur an deren Schmalseite kennengelernt, bei völlig gerader Verlegung. Für sie wurde neben Fichte vorwiegend ausgeklobenes Lärchenholz verwendet.

Im Gegensatz dazu gibt es noch eine andere Art von Nagelschindeldächern, deren feingliedrig abgeklobene, nur etwa handbreite, langgestreckte **Klubschindeln** aus Fichtenholz wie Spielkarten an der Schmal- und Längsseite überbunden sind. Sie ergeben durch ihre schräge Verlegung eine besonders reich gegliederte, schöne Dachfläche. Und da die Klubbrettchen in der Abfolge ihres natürlichen Wachses aufgereiht werden und mit ihnen wegen ihrer größeren Schmiegsamkeit Rinnen und Grate des Daches weich ausgedeckt werden können, hat dieses Spanschindeldach besonders seit Verwendung von Drahtstiften als Befestigungshilfe vielfach Verwendung gefunden, besonders dort, wo es das Strohdach abgelöst hat.

Im großen Überblick erweist sich der ostalpine Raum somit als Kontaktlandschaft zweier wesentlich verschiedener europäischer Großlandschaften des Holzschindeldaches, des gerade verlegten und schmalseitig überbundenen **Legdaches**, das mit seiner großen Dichte und Schwere sowie mit seiner Aufwendigkeit an Holz für die Alpengebiete charakteristisch ist, und des schräg verlegten, schmal- und langseitig überbundenen, leichteren **Nagelschindeldaches** südosteuropäischer Art, das wir auch in den Karpatenländern wiederfinden. Als Übergangsform zwischen diesen beiden Deckungsarten verstehen sich die gerade verlegten Nagelschindeldächer Mittel- und Innerkärntens, mit denen sich zugleich ein allmählicher Übergang vom Steildach im Osten unseres Landes zum alpinen Flachdach im Westen vollzieht.

Hauszier

In unserer Hauslandschaft finden wir fast ausschließlich den im ersten Moment recht schlicht anmutenden, unscheinbar wirkenden Blockbau. Doch ein zweiter, genauerer Blick auf gewisse Bauelemente und deren Gestaltung lässt die bäuerli-

che Kunst einer Auszier am Gebäude entsprechend seiner Zeitströmung erkennen. Bei der Anordnung des Schmuckes wurde weitgehendst auf die Konstruktionsteile Rücksicht genommen. Das bäuerliche Ornament im weitesten Sinne ist immer die sich der Konstruktion streng unterordnende, schmückende Zutat und nie beherrschendes Beiwerk. Dabei verfügt die Auszier über einen großen Schatz dankbarer Motive. Geometrische, phantastische sowie religiös beeinflusste Zierformen vereinigten sich hier mit dem aus den Zeitstilen übernommenen Zierrat zum Schmuck des Hausäußeren.

Die Möglichkeiten einer Auszier sind beim Blockbau, gegenüber den prachtvollen Fachwerkbauten des Schwarzwaldes etwa, eher beschränkt. Sie finden sich am ehesten in der Gestaltung der Eckverbindungen, der Verzapfungen, in Balkonflächen und in Giebelwänden. Aber auch Bauteile wie Haustüren, Fensterverkleidungen, Balkenköpfe, Kehlbalken u. a. wurden zum Teil sehr kunstvoll gestaltet. Dies konnte von einer einfachen, recht unscheinbar wirkenden Fase bis hin zu kunstvoll ausgeschnittenen, verschnörkelten Ausgestaltungen reichen. Dabei waren der Fantasie des Gestalters keine Grenzen gesetzt. Je nach zu gestaltendem Bauelement wurden als Werkzeuge Reifmesser, Säge, verschiedene Schnitzmesser, Hohleisen und Bohrer verwendet.

Geometrische Motive

Der älteste Schmuck besteht wohl aus einfachen geometrischen Formen, die sich teils aus geradlinigen, teils aus kurvigen Mustern zusammensetzen. Diese sind am Hausäußeren an verzierenden Blendbrettern an Türen und Fenstern, an Balkongeländern und Giebelverschalungen zu finden. Weitere geometrische Motive an Holzflächen entstanden aus mittels Geißfuß und Schrägeisen hergestellten Kerbschnittarten. Daraus entstandene Verzierungsformen tragen in ihren geradlinig begrenzten Flächen ein streng geometrisches Gepräge. Nur dort, wo die Ausnehmung der Kerbe nicht mehr durch einen Schnitt, sondern durch Schnitztechniken erfolgte, wurde der geometrische Charakter zugunsten eines rundlicher wirkenden ersetzt. Eine weitere Gruppe geometrischer Ziermotive schuf die neben dem Kerbschnitt angewandte Hohleisentechnik. Ihre Ornamente setzen sich aus Einkerbungen verschieden breiter Hohleisen zusammen und ergeben so einen wirkungsvollen, zierlich anmutenden Schmuck. Diese Gestaltungsmuster finden wir am bäuerlichen Bauernhaus etwa an den Balkonsäulen.

Symbolische Motive

Neben den geometrischen Verzierungen spielte in der bäuerlichen Schmuckweise symbolischer und emblemhafter Zierrat eine große Rolle. In ihm offenbarte sich das Gemütsleben der ländlichen Bevölkerung und deren Glaubensvorstellungen. Die religiöse Gesinnung der Menschen spiegelte sich in vielen Symbolen wider, namentlich in der Darstellung verschiedenster Kreuzformen, aber auch in Schriftzügen wie dem I.H.S. und dem Monogramm

Christi. Auch Herzmotive und Sonnensymbole wurden nicht nur zur Auflockerung von glatten Flächen verwendet, sondern auch in die Seiten- und Unterflächen von vorkragenden Balken eingeschnitzt.

Naturmotive

Hier finden wir vor allem pflanzliche, figürliche und phantastische Motive, die den jeweiligen Zeitströmungen ihrer Entstehung unterliegen, namentlich dem Barock, Rokoko, Klassizismus und dem Biedermeier. Die Renaissance führte die uns häufig begegnenden pflanzlich-antiken Motive von Trauben, Granatapfel und Lotosblume ein. Die Barock- und Rokokozeit bildete das Blatt des Akanthus (Bärenklau) von der breitlappigen bis zur schilfartigen Form nach.

Die Bauernkünstler ließen sich zwar oft von diesen historischen Zeitströmungen beeinflussen, ohne aber dabei ihre Eigenart zu verlieren. In reizvoll naiver Weise setzten sie die

traditionellen Motive in freier Willkür unter Beachtung des Gesamteindruckes nebeneinander. Allen fremden Einflüssen wussten sie so viel Individuelles zu verleihen, dass selbst diese fremdartigen Motive aus z. T. anderen Kulturen Ausdruck ihrer Seele wurden.

Anm.: Bei dem vorliegenden Text handelt es sich um einen Vortrag, der am 29. April 2008 bei einem Seminar „Biologischer Forstschutz – Rund ums Holz“ gehalten wurde.

Anschrift des Verfassers

Dr. Johann Schwertner

Institut für Kärntner Volkskunde

Domplatz 3

A-9063 Maria Saal

freilichtmuseum-mariasaal@aon.at

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Rudolfinum- Jahrbuch des Landesmuseums für Kärnten](#)

Jahr/Year: 2009

Band/Volume: [2007](#)

Autor(en)/Author(s): Schwertner Johann

Artikel/Article: [Holz als Werkstoff in der bäuerlichen Architektur. 285-288](#)